



Kennst du

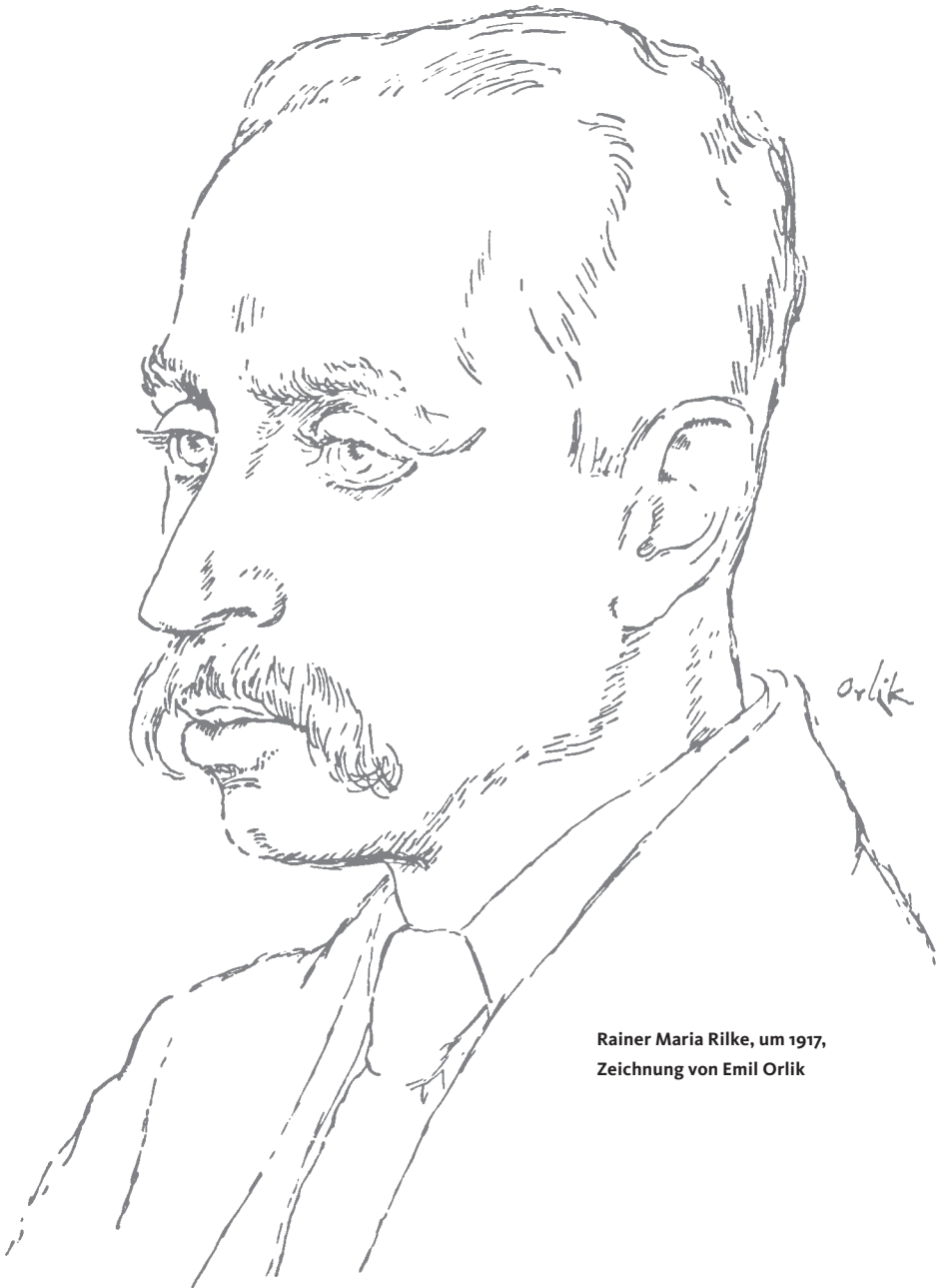
Rainer Maria

Rilke

**Der schwere Weg
zum großen Dichter**

Texte von Rilke
für junge Leser ausgewählt
und vorgestellt von

Horst Nalewski



Rainer Maria Rilke, um 1917,
Zeichnung von Emil Orlik

Bertuchs Weltliteratur für junge Leser

HERAUSGEBER: Wolfgang Brekle

BAND 1: Kennst du Rainer Maria Rilke?

Der schwere Weg zum großen Dichter


Bertuch

© BERTUCH-VERLAG GMBH WEIMAR 2005

www.bertuch-verlag.com

UMSCHLAGGESTALTUNG:

Corax Marketing, Weimar

(unter Verwendung einer

Fotografie Rilkes)

GESAMTHERSTELLUNG:

Corax Color, Weimar

ISBN: 3-937601-25-2

Inhalt

EINE VORBEMERKUNG	9
Prag. Der Ursprung ... Keine Heimat	10
Russland. Die Lebens-Prägung	21
<i>Geschichten vom lieben Gott</i> <i>und Anderes</i> (Drei Geschichten)	27
<i>Die Weise von Liebe und Tod des</i> <i>Cornets Christoph Rilke</i>	47
<i>Die Turnstunde</i>	59
Worpswede. Eine Maler-Kolonie ...	
Der Ehe-Versuch	65
<i>Der Drachentöter</i>	69
Paris. Der Lebens-Ort	74
<i>Samskola</i> (Ein schwedisches Schul-Experiment)	82
<i>Briefe an einen jungen</i> <i>Dichter</i> (Ein Brief)	91
<i>Brief an die kleine Tochter</i>	95
Paris. Der Arbeits-Ort	97
EINE NOTWENDIGE NACHBEMERKUNG	99
CHRONIK VON LEBEN UND WERK	101
BILDNACHWEIS	103
ÜBER DEN VERFASSER	104

Eine Vorbemerkung

Nur keine Angst! Allein ein Moment sei dem Schwierigen gewidmet, das ein aufmerksames Lesen gewiss begreifen wird.

Rilkes Leben umfasst eine relativ kurze Zeitspanne: Er wurde nur 51 Jahre alt. Geboren am 4. Dezember 1875 in Prag, gestorben am 29. Dezember 1926 in Val-Mont, in der Schweiz. In seine Lebenszeit fielen das ungeheuerere Ereignis eines vier Jahre währenden ersten Weltkriegs, europäische Revolutionen, Konterrevolutionen, Putsche, Inflation, soziale Verelendung und die Anfänge des Faschismus.

Die Summe seines Nachdenkens über das Wesen des Dichters, das freilich nur das Nachdenken über sein eigenes sein konnte, seinen Dichterauftrag, erscheint in der folgenden Strophe aus dem Jahr 1921.

Allerdings ist es die Strophe eines der bedeutendsten Dichter deutscher Sprache

*Der Dichter einzig hat die Welt geeinigt,
die weit in jedem auseinanderfällt.
Das Schöne hat er unerhört bescheinigt,
doch da er selbst noch feiert, was ihn peinigt,
hat er unendlich den Ruin gereinigt:*

und auch noch das Vernichtende wird Welt.

Hier wird etwas ausgesprochen, was uns allen nahezu unmöglich ist: Die Ganzheit unseres Lebens zu bejahen: unser Glück und unser Unglück, unsre Freude und unsern Schmerz, unsre Lust und unsre Pein. Wollen wir nur das Eine und verdrängen das Andere, geraten wir aus dem Gleichgewicht, geraten wir möglicherweise mit einem Teil unsres Denkens und Fühlens in einen anhaltenden Widerspruch zum Leben überhaupt.

Nicht, dass man jetzt vorschnell meint: Dieser Dichter ist ja ein Fürsprecher der Welt, »wie sie nun einmal ist«. So paradox es klingen mag: Das Gegenteil ist der Fall. Seine beschwörenden Worte reichen von dem *Du mußt dein Leben ändern* (1908), über das *Wolle die Wandlung* (1922) bis zu der Strophe:

*Deine ausgeübten Kräfte spanne,
bis sie reichen, zwischen zweien
Widersprüchen ... Denn im Manne
will der Gott beraten sein.*

Widersprüche aushalten, mit ihnen leben; dahin alle seine *Kräfte spannen*. Wenn wir das vermögen, sind wir vielleicht in der Lage, nun diesem einleitend-abschließenden Brief-Wort Rilkes, über den ersten Schreck hinaus, beizupflichten. Von uns aus hätten wir es so nicht sagen wollen oder können:

Das Leben selbst – und wir kennen nichts außer ihm – ist es nicht furchtbar? Aber sowie wir seine Furchtbarkeit zugeben ... irgendwie in einem Vertrauen, daß eben diese Furchtbarkeit ein ganz Unsriges sei ... erschließt sich uns eine Ahnung des Seligsten, das um diesen Preis unser ist. Wer nicht der Fürchterlichkeit des Lebens irgendwann ... zustimmt, ja ihr zujubelt, der nimmt die unsäglichen Vollmächte unseres Daseins nie in Besitz.

12. APRIL 1923, AN MARGOT SIZZO



Prag, Ende des 19. Jahrhunderts

Prag ist die Geburtsstadt von Rilke (1875), Franz Kafka (1883), Egon Erwin Kisch (1885) und Franz Werfel (1890), also von vier berühmten Schriftstellern deutscher Sprache in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Und Prag ist die Hauptstadt der erst 1918 zur staatlichen Eigenständigkeit gelangten Tschechoslowakischen Republik. Über Hunderte von Jahren war Prag und waren die Länder Böhmen, Mähren, Slowakei fremdbeherrschert. Rund 300 Jahre, bis zum Zusammenbruch der Habsburger K.u.K.-Monarchie am Ende des Ersten Weltkriegs, vom österreichischen Kaiserhaus.

Über einen sehr langen Zeitraum war Prag eine deutschgeprägte Stadt; auch sprachlich.

»Die Deutschen besaßen zwei prunkvolle Theater, ein riesiges Konzertgebäude, zwei Hochschulen, fünf Gymnasien und vier Oberrealschulen, zwei Tageszeitungen, die morgens und abends erschienen, große Vereinsgebäude und ein reges Gesellschaftsleben.«

EGON ERWIN KISCH

Doch eben in der Jahrhunderthälfte, da jene Dichter in Prag geboren wurden, begann sich ihr Charakter entscheidend zu verändern. Die industrielle Entwicklung verschmolz die Stadt mit zahlreichen Vororten, begünstigte den Zustrom tschechischer Bevölkerung und machte die Deutschen zu einer Minderheit.

Die Silhouette des »Goldenen Prag«, wie man es einst genannt hatte, die Architektur von Gotik, Renaissance und Barock, war geblieben: mit dem Veitsdom und dem Burgberg Hradschin, der Kleinseite, Karlsbrücke

und der Altstadt, mit dem Rathaus, Markt-
platz und der Teynkirche. Jedermann steht
auch heute noch mit Staunen vor dieser in
Europa fast einmaligen Kulisse.

Für das tschechische Nationalbewusst-
sein wurde die Stadt Prag schon vor dem
Jahr 1918 zur heimlichen Hauptstadt. Und so
nahmen die politischen Spannungen fortlau-
fend zu. Die Deutschen in Prag schauten auf
die »Rettung« nach Wien, während
die der böhmischen Grenzgebiete »groß-
deutsch« dachten.

Die Rilkesche Familie war betont »kaiser-
treu«. Und nun das Erstaunliche: Nicht so
der Sohn, Rainer Maria Rilke. Wie der Groß-
teil der jungen Leute deutscher Herkunft
stand auch er früh schon in Opposition zu
den Eltern. Die hatten gewollt – ihre finan-
ziellen Möglichkeiten ließen nichts anderes
zu –, dass er eine Offizierslaufbahn, wie einst
auch der Vater, einschlug. Das misslang.

Ein vermöglicher Onkel gewährte ihm
das private Abitur; dem sollte sich ein Jura-
studium anschließen. Doch auch das wurde
frühzeitig abgebrochen.

Rilke fühlte sich zum Dichter berufen.

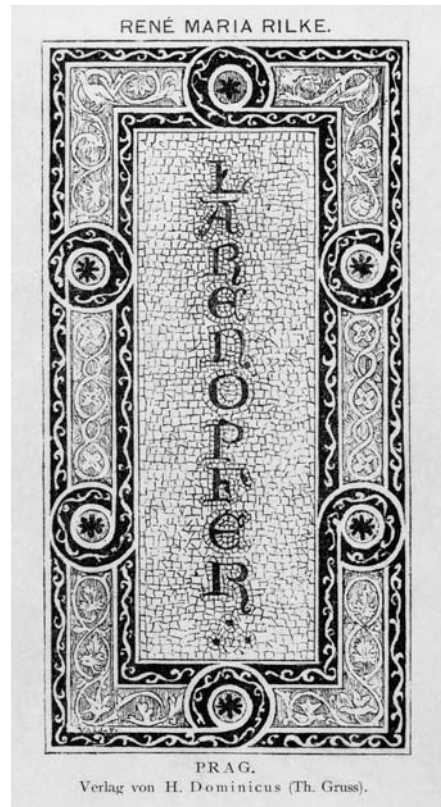
Als er 1895 das Abitur machte, »Mit Aus-
zeichnung«, hatte er schon zwei Gedicht-
bände veröffentlicht, ein Drama verfasst und
zahlreiche kleine Erzählungen geschrieben.
Wollte er als deutschsprachiger Dichter auf
dieser Minderheiten-Insel Prag sich und den
anderen beweisen, so musste er die böh-
misch-tschechische Welt aufnehmen: Ge-
schichte, Landschaft, Brauchtum, historische
Gestalten, Märchen, Sagen, das Volkslied,
das Volk; und das war böhmisch-tschechisch.

In einer seiner Erzählungen (1898) – da
lebte er schon in München, sodann in Berlin
– hieß es aus dem Munde eines Tschechen,
den man König Bohusch nannte, vielleicht
bestürzend, so doch gerecht:

*Die Deutschen sind überall, und man muß die
Deutschen hassen. Ich bitte Sie, wozu das? Der
Haß macht so traurig. Sollen die Deutschen tun,
was sie wollen. Sie verstehen unser Land doch
nicht, und deshalb können sie uns es niemals
fortnehmen ... die vielen Felder und Wiesen und
Flüsse, das ist unsere Heimat, das gehört uns,
wie wir dazu gehören mit allem in uns.*

Und so ist Rilkes zweiter Gedichtband
(1895) den Haus- und Schutzgöttern von
Stadt und Land, den Laren (lat.), gewidmet:

LARENOPFER.



Titelblatt des Gedichtbandes »Larenopfer«

LAND UND VOLK

*Gott war guter Laune. Geizen
ist doch wohl nicht seine Art;
und er lächelte: da ward
Böhmen, reich an tausend Reizen.*

*Wie erstarrtes Licht liegt Weizen
zwischen Bergen, waldbehaart,
und der Baum, den dichtgeschart
Früchte drücken, fordert Spreizen.*

*Gott gab Hütten, voll von Schafen
Ställe; und der Dirne klapft
vor Gesundheit fast das Mieder.*

*Gab den Burschen all, den braven,
in die rauhe Faust die Kraft,
in das Herz – die Heimatlieder.*

VOLKSWEISE

*Mich rührt so sehr
böhmischen Volkes Weise,
schleicht sie ins Herz sich leise,
macht sie es schwer.*

*Wenn ein Kind sacht
singt beim Kartoffeljäten,
klingt dir sein Lied im späten
Traum noch der Nacht.*

*Magst du auch sein
weit über Land gefahren,
fällt es dir doch nach Jahren
stets wieder ein.*

AUS DEM GEDICHTBAND LARENOPFER

Man merkt den beiden Gedichten die Bewunderung an, die der junge Poet dem böhmischen Land entgegenbringt. Mit Humor und Leichtigkeit kommen die Verse daher, deren Kunstfertigkeit auf den ersten Blick gar nicht aufscheint. Doch auf den zweiten erkennt man wohl die Begabung, selbst des Reimens und der Strophenbildung, des Anfangenden.

Zugleich hört man beiden Gedichten einen leisen Unterton von Traurigkeit an: ist der Dichter doch nur Zuschauer, nicht zugehörig diesem Land. Denn diese Heimat ist ja die Heimat der Anderen, nicht die seine. Damit schlägt Rilke schon sehr früh einen Grundakkord seines ganzen Lebens an. Davon wird noch die Rede sein müssen.

IN DER VORSTADT

*Die Alte oben mit dem heisern Husten,
ja, die ist tot. – Wer war sie? – Du mein Gott,
sie gab uns nichts, – ihr gab man Hohn und Spott ...
Kaum, daß die Leute ihren Namen wußten.*

*Und unten stand der schwarze Kastenwagen.
Die letzte Klasse; als der Totenschrein
sich spreizte, stieß man fluchend ihn hinein,
und dann ward rauh die Türe zugeschlagen.*

*Der Kutscher hieb in seine magern Mähren
und fuhr im Trab so leicht zum Friedhof hin,
als wenn da nicht ein ganzes Leben drin
voll Weh und Glück – und tote Träume wären.*

AUS DEM GEDICHTBAND LARENOPFER

IN DER VORSTADT, und sei es im zufälligen Vorbeigehen des im besten Viertel Aufgewachsenen, der Heinrichsgasse, könnte der

Zwanzigjährige solch einen Dialog mitgehört haben, der die erste Strophe des Gedichtes aufbaut. Stellen wir uns vor: Ein Journalist sucht eine kleine Notiz für sein Blättchen und befragt einen Mitbewohner jenes Hauses. Sodann sieht er dem Verladen des Sarges ungerührt zu: *ward rauh die Türe zugeschlagen.*

Allein das Schmerzliche des Gedichts, das es insgesamt erst rechtfertigt, sind die beiden letzten Zeilen: Das Ergriffensein des Vorbeigehenden im Angesicht des Todes. Er wird hier, bei einer Ärmsten, entwürdigt. Denn auch ihr, gerade ihr, wäre zugestehen, ein Leben gehabt oder sich gewünscht zu haben, in dem *Weh* und *Glück* und *Träume* ihren Ort hatten.

Die Komponente des Mitleids mit den Benachteiligten des Lebens, bis in den Ernst des Todes hinein, wird sich in Rilkes kommemdem Werk nicht verlieren.

Rilkes Eltern sahen etwas ratlos auf das umtriebige Wesen ihres Sohnes in den Künstlerkreisen der Stadt. Hatten sie für ihn doch die Vorstellung einer dem Bürgerlichen zugewandten Karriere: nach dem Jura-Studium der Eintritt in eine Anwaltskanzlei mit der Perspektive von Selbständigkeit. Besonders dachte der Vater an solche Art von »ernstem« Beruf. Die Mutter war etwas eitelstolz auf die lokalen Erfolge ihres Sohnes in dieser ganz anderen Sphäre und ließ ihn gewähren. Allein die zahlreiche Verwandtschaft im nahen Umkreis mokierte sich sehr deutlich über das Poeten-Gebaren des jungen Mannes, der so gänzlich aus ihrer Normalität herausfiel.

Und so suchte der Außenseiter der Familie Halt und Zustimmung bei anerkannten Schriftstellern außerhalb von Prag. Er schickte die *LARENOPFER* an Theodor Fontane nach Berlin, erhielt eine freundliche Antwort; rührte vor Ort die Trommel für den nord-

deutschen Dichter Detlev von Liliencron; der muss ihm, sogar bewundernd, geantwortet haben, und er stellte sich dem in München lebenden Heimatschriftsteller Ludwig Ganghofer dar:

Mit jedem Tag wird mir klarer, daß ich recht hatte, mit aller Kraft von vornherein mich gegen die Phrase zu stemmen, die meine Verwandten lieben: Kunst ist, was man so nebenbei in den Freistunden betreibt, wenn man aus der Kanzlei kommt etc. – Das ist mir ein furchtbarer Satz. Ich fühle, das ist mein Glaube: Wer sich der Kunst nicht ganz mit allen Wünschen und Werten weihet, kann niemals das höchste Ziel erreichen. Er ist überhaupt nicht Künstler.

16. APRIL 1897

Darüberhinaus machte er sich auf satirische Weise Luft. Er verschwieg solche Ausfälle freilich den Angehörigen, die da selbstredend gemeint waren, vielmehr anvertraute er sie seinem Tagebuch:

Diese falsche Erziehung zur Kunst hat alle Begriffe verschoben: Der Künstler soll mit einem Male so eine Art Onkel sein, der seinen Neffen und Nichten (dem geneigten Publikum) einen Sonntagsspaß vormachen soll: das ist das Kunstwerk. Er malt ein Bild oder meißelt eine Statue, und der Zweck: mein Gott: Hinz und Kunz, die ihn gar nichts angehen, zu erfreuen, durch den guten Gedanken ihre faule Verdauung zu fördern und mit dem willigen Werk ihre Stube zu schmücken ... So möchte das Publikum den Künstler; deshalb diese philisterhafte Furcht vor dem Unerfreulichen in der Kunst, vor dem Traurigen oder Tragischen, dem Sehnsüchtigen und Grenzenlosen, dem Furchtbaren und Drohenden, – dessen man im Leben hinreichend hat. Darum die Zuneigung zu dem harmlos Heiteren, dem Spielerischen, Ungefährlichen,

Nichtssagenden, Pikanten, – zu jener Kunst von Philistern für Philister, die man genießen kann, wie einen Nachmittagsschlaf oder wie eine Prise Schnupftabak.

AUS DEM FLORENZER TAGEBUCH

Dieses Tagebuch hatte Rilke in Florenz für Lou Andreas-Salomé geschrieben.

Sie, die damals schon berühmte Schriftstellerin, 14 Jahre älter, lernte er im Mai 1897 in München kennen. Keine andere Frau in Rilkes Leben hat seine Anfänge so beeinflusst und sodann lebenslang ihm geistige Partnerschaft geleistet wie Lou Andreas-Salomé. Sie schenkte ihm das erste ihn tief ergreifende Liebeserleben, und sie, die bedeutende und emanzipierte Frau, muss angerührt gewesen sein vom Wesen dieses jungen Menschen, der sein Innerstes mit solchen Versen auszusprechen vermochte. (Vielleicht ist dieser Überschwang uns fremd; doch versuchen sollte man schon, den Bildern eines Gefühls, das eben Wort werden will, anschauend zu folgen.)



Blick auf Florenz



Lou Andreas Salomé

*Lösch mir die Augen aus: ich kann dich sehn,
wirf mir die Ohren zu: ich kann dich hören,
und ohne Füße kann ich zu dir gehn,
und ohne Mund noch kann ich dich beschwören.
Brich mir die Arme ab, ich fasse dich
mit meinem Herzen wie mit einer Hand,
halt mir das Herz zu, und mein Hirn wird schlagen,
und wirfst du in mein Hirn den Brand,
so werd ich dich auf meinem Blute tragen.*

AUS DEM STUNDEN-BUCH

Dem Prager jungen Dichter musste ein Problem immer bewusster werden; war sein Ausdrucksmittel eben doch die **Sprache**. Es war die Sprache einer Insel. Das Tschechische drang im Umfeld vor, das Jiddische seit der Aufhebung der Ghettogesetze desgleichen. Und beide Laute beeinflussten das Deutsche. Zu seinem Nachteil.

Der Sprachphilosoph Fritz Mauthner, in Prag aufgewachsen, schrieb:

»Der Deutsche im Innern von Böhmen, umgeben von einer tschechischen Landbevölkerung, spricht ein papiernes Deutsch ...

es mangelt an der Fülle des erdgewachsenen Ausdrucks, es mangelt an Fülle mundartlicher Formen. Die Sprache ist arm ...«

Das Problem wird Rilke bis in die Jahre seiner Meisterschaft verfolgen. An einen schwedischen Freund, Ernst Norlind, schreibt er noch 1907:

Du glaubst nicht, wie sehr ich mich im Deutschen immer noch als ein Anfänger fühle, der noch weit entfernt ist, sicher und entschlossen nach den Worten zu greifen, die jedesmal die einzig richtigen sind.

Nicht verwunderlich, dass er diese »Not« schon früh in einem Gedicht bedachte. Als er seine Mutter, die schon seit 12 Jahren geschieden von ihrem Mann, von Rilkes Vater,

lebte, im oberitalienischen Arco besuchte, entstehen die nachfolgenden Verse:

*Die ganze Sprache ist verbraucht.
Ich möchte jedes Wort vertiefen,
zu schildern, wie voll Sonnetriefen
aus silbermatten Hang-Oliven
der fromme Campanile taucht.*

*Zu malen dieser Gassen Kluft
mit braunen Bettelkindern drinnen,
kann ich nicht echten Ton gewinnen, –
und kann kein kleines Lied ersinnen,
das schweben darf in dieser Luft.*

MÄRZ 1897

Auch das muss man – wie übrigens jedes Gedicht – aufmerksam, langsam, laut und wiederholend lesen. Dann erst wird einem über den Klang, den Reim, den Rhythmus, über die uns vorgestellte Bild-Welt ein Gesamteindruck deutlich. Hier wohl das schmerzlich eingestandene Ungenügen, angemessen in dem Erschauten das *echte ... Wort ... zu gewinnen.*

Der Dichter ringt mit sich: mit seinem Sprach-Vermögen, oder genauer: mit seinem Sprach-Unvermögen. Und er sieht mit Verwunderung, ja mit Bestürzung auf seine Mitmenschen, die da anscheinend kein Problem haben! Benutzen wir doch die Sprache als etwas uns Gegebenens, Ausreichendes, im schnell vorhandenen Wort, in der gebräuchlichen Wendung, in der bequemen und fertigen Formulierung.

Nicht so der wirkliche Dichter!



Wolftratshausen, am Rande Münchens. Zweiter von links Rilke, zweite von rechts Lou Andreas Salomé

*Ich fürchte mich so vor der Menschen Wort.
Sie sprechen alles so deutlich aus:
Und dieses heißt Hund und jenes heißt Haus,
und hier ist Beginn und das Ende ist dort.*

*Mich bangt auch ihr Sinn,
ihr Spiel mit dem Spott,
sie wissen alles, was wird und war;
kein Berg ist ihnen mehr wunderbar;
ihr Garten und Gut grenzt grade an Gott.*

*Ich will immer warnen und wehren: Bleibt fern.
Die Dinge singen hör ich so gern.
Ihr rührt sie an: sie sind starr und stumm.
Ihr bringt mir alle die Dinge um.*

Der Dichter gibt seine Unsicherheit zu, die Dinge dieser Welt zulänglich benennen zu können. Dieses Wort: das »Ding«, wird für Rilke zu einem zentralen Begriff werden. Dinge der Natur, Dinge, vom Menschen geschaffen, wir könnten auch »Objekte« sagen und damit die ganze Wirklichkeit umfassen. Wieviel schwieriger erst für ihn, die Dinge im Bezug auf den Menschen zu benennen, ja den Bezug des Menschen zum Menschen mit Worten wiederzugeben. Und dabei, dem Wunderbaren Raum zu lassen ...

Nun muss freilich zugegeben werden – deshalb auch der Titel des Buches: **Der schwere Weg zum großen Dichter** –, dass der junge Rilke bis etwa zum Jahr 1903 unendlich viel geschrieben und leider auch veröffentlicht hat, viel zu viel: Sechs Gedichtbände, dazu eine Unmasse einzelner Gedichte und Gedichtgruppen, etwa 35 Erzählungen und Skizzen, mehrere Dramen, Kritiken und Rezensionen, was er alles später gar nicht wahrhaben wollte und am liebsten aus dem göltigen Werk herausgelassen hätte.

Er wurde später allerdings zum strengsten Kritiker seiner selbst.

Was wir hier ausgewählt haben, diesen »schweren« Weg zu dokumentieren, sind vielleicht doch die haltbaren Bausteine des Künftigen: Motive, Themen, Problem-Ansätze, Haltungen, Gesten, Sprachmelodien, kurz: Ohne dieses Suchen, Ausprobieren, Experimentieren, Sammeln, und ohne die ihn prägenden menschlichen und künstlerischen Begegnungen – wir nannten schon Lou Andreas-Salomé – wäre Rilke letztendlich nicht zu dem großen, unverwechselbaren Dichter geworden, als der er nun vor der Welt steht.

Ein Berufungsglaube, ohne dass da schon wirkliche Leistung erkennbar wird, ist etwas Erstaunliches; vielleicht aber auch Berührendes. Zumal wenn er später gerechtfertigt erscheint.

Doch am Anfang, und zumal bei dem jungen Rilke, der manche seiner frühen Briefe mit *René Maria Caesar Rilke. Schriftsteller* unterschrieb, nimmt solcher Glaube fast bizarre Züge an.

Da gab es Momente wie diesen, den der Prager Maler und Grafiker Hugo Steiner-Prag, fünf Jahre jünger als Rilke und mit ihm bekannt, 1896 so beschrieb:

»Durch das Gewühl der Menschen auf dem Graben schreitet gelassen ein junger Mensch, gekleidet in einen schwarzen, altväterischen Gehrock, eine schwarze Binde umschlingt seinen unmodischen Kragen, er trägt einen breiten schwarzen Hut. In der Hand aber hält dieser Seltsame eine farbige Blüte, eine langstielige Iris. Fast feierlich schreitet er mit ihr einher, wie mit einer heiligen Opferkerze. Man sieht diesen jungen Mann, der die Zwanzig kaum überschritten

haben dürfte, ab und zu auf den Straßen der Stadt, aber immer allein und immer mit einem verlorenen Lächeln in die Ferne und einem Blick, der an den ihm Begegnenden vorbeigleitet. Er geht, als suche er etwas, das vor ihm noch niemand in den Straßen dieser Stadt gesehen. So scheint er auch jetzt die Menschen, die sich um ihn herumschieben, nicht zu bemerken, er sieht auch nicht die aufgeregte Gruppe dieser ganz Jungen, die sich an einer Straßenecke drängen und den Blumenträger begeistert anstarren. »Das war René Maria Rilke«, flüstert der eine und alle anderen sehen sich glücklich lächelnd an.«

Diese feierliche Geste war die eine Wesens-Seite des jungen Poeten; doch nicht einmal die entscheidende. Denn der andere Rilke war viel vorhandener:



Rilke, 1896, Karikatur von Emil Orlik

Der Vielschreiber in allen Gattungen, der in hektischer Aktivität die Redaktionen von Verlagen, Zeitschriften und Zeitungen in Prag, in Deutschland und in Österreich mit den Angeboten seiner raschen Produktion nahezu bombardierte, der Kontakte suchte zu gleich rührigen Zeitgenossen, der ständiger Gast in den Prager Theatern, Literaten-Cafés und diversen Salons war etc.pp.

Wie er in diesem Augenblick aussah, das zeigt uns die Karikatur von Emil Orlik, auch einem Freund aus dem Prager Kreis, fünf Jahre älter, aus dem Jahr 1896. Rilke – ein Hans Dampf in allen Gassen!

Rilke spürte instinktiv, dass er in Prag, der provinziellen Enge, nicht bleiben durfte, wollte er seinen vorgedachten Weg gehen: den Weg zum Dichter. (Wie übrigens auch Franz Werfel und Egon Erwin Kisch.) So konnte er seinen Angehörigen plausibel machen, dass sein Studium, 1895 in Prag begonnen, in München und Berlin besser fortgesetzt würde: Literaturgeschichte, Philosophie, Kunstgeschichte und Jura. Allein all das verlor sich sehr bald oder wurde nur pro forma gehalten, dem Schein nach, auch um des Stipendiums willen – immerhin 200 Gulden monatlich –, das seine Verwandten ihm gewährten.

Der junge Mann lebte bedürfnislos, doch eben unbeirrt.

Später wusste er, auf welchem ungesicherten Fundament er sein Dasein aufgebaut hatte. Er sprach von sich als einem, *dem die Heimat- und Heimlosigkeit so dicht zu[ge]setzt habe*. (19. Januar 1920, an Lisa Heise) Und so nehmen wir zur Kenntnis, dass Rilkes nun begonnenes Leben eine fast ununterbrochene Folge von Reisen und eine Inanspruchnahme von Gastfreundschaft wohlhabender und großzügiger Freunde wurde. Man hat rund einhundert Orte in etwa zwölf Ländern



Rainer Maria Rilke, 1897

gezählt, in denen Rilke eine kürzere oder längere Zeit verbrachte.

Lediglich Paris, München während des Krieges und das selbstgewählte Schweizer Exil stellten Fixpunkte seines Lebens dar.

Wovon lebt ein junger Mensch, der auf die Fünfundzwanzig zugeht?

In den großen Städten München, Berlin, auf dem flachen Lande bei Bremen: Worpswede; auf Reisen in Italien, in Russland? Vor den Verwandten in Prag, die testamentarisch veranlasst, dem Neffen ein monatliches Stipendium zukommen lassen müssen, lebt er ja als »Student«.

Vor sich und für sich lebt er jedoch als »Dichter«.

Der Vater gewährt ihm – wenn er den Sohn auch nicht so recht versteht – von

seiner kleinen Pension einen monatlichen Zuschuss; und dann und wann gibt es ein schmales Honorar: für einen Gedichtband, eine Sammlung von Erzählungen oder für Aufsätze, Kritiken, Rezensionen.

Als er im April 1901 die Bildhauerin Clara Westhoff heiratet und im Dezember ihnen eine Tochter, Ruth, geboren wird, kündigen die Prager Verwandten die Beihilfe; denn nun sei er ja kein Student mehr! Für das junge Paar eine Katastrophe.

Im Herbst 1902 lösen sie ihren Haushalt in Westerwede, nahe Worpswede, auf und gehen als Künstler getrennte Wege: Rilke geht nach Paris, um einer Auftragsarbeit willen, Clara Rilke bemüht sich um Schüler zum Unterrichten in plastischer Anleitung, auch um ein Stipendium und kommt zeitweilig nach Paris. Die kleine Tochter verbleibt bei den Großeltern in Bremen.

Erst 1905, da ist Rilke 30 Jahre alt, findet er eine »Heimat« im Leipziger Insel-Verlag, dessen Leiter, Anton Kippenberg, ein Gespür für den Dichter Rainer Maria Rilke hat. Er erwirbt sein bisheriges Werk, betreut das künftige, glaubt an den Dichter – über alle großen Durststrecken hinweg – und sichert ihm seine Existenz.

Doch wir haben vorgegriffen. Allein wir haben vielleicht den Lebens-Rahmen dieser frühen Jahre etwas umspannt. Jahre des Sich-Bescheidens, des Verzichts, Jahre im Angesicht der Armut. Das war freilich nur durchzustehen, insofern man an sich festhielt, Zuspruch von Gleichgesinnten erfuhr und, seine innerste Wesensart suchend, sich die Welt erklärte.

Ein schwerer Weg.

So erstaunt es immer wieder, früh schon die Sprösslinge des künftigen Dichter-Baumes zu entdecken. Eine Tagebuch-Eintragung vom 10. März 1899 überrascht:

... denn in unserem Schauen liegt unser wahrstes Erwerben. Wollte Gott, daß unsere Hände wären, wie unsere Augen sind: so bereit im Erfassen, so hell im Halten, so sorglos im Lassen aller Dinge; dann könnten wir wahrhaft reich werden. Reich aber werden wir nicht dadurch, daß etwas in unseren Händen wohnt und welkt ... Denn Besitz ist Armut und Angst; Besessenhaben allein ist unbesorgtes Besitzen.

Da wird mit Begriffen umgegangen, die wir doch gewohnt sind, anders zuzuordnen: Reichtum, Besitz, Armut. Soziale Koordinaten. Zugleich spüren wir: Das meint dies und meint zugleich und gewichtiger etwas anderes. Begriffe, die übertragbar auf einen anderen Sinnbereich sind. In der Sprache der Dichtung heißt man dergleichen »Metaphern«, Übertragungen.



Rilke mit seiner Frau in Westerwede

Was den Dichter, den Künstler bei aller inneren Disposition wohl auch ausmacht, ist »das Schauen«, das aufmerksame Anschauen der »Dinge«. Weil die »Augen« das Angeschaute aufnehmen, doch eben wieder lassen können, dort, wohin es gehört: in die Welt, sind sie anders als die »Hände«. Nur das Angeschaute macht innerlich reich, nicht das Festgehaltene.

Goethe hat sich einen »Augenmenschen« genannt.

Mit all dem rührt Rilke an das Eingangstor eines dichterischen Daseins; künftighin.

Ein Jahr später, abermals im Tagebuch, 3. April 1900, findet man ein kurioses und satirisches Zwiegespräch zwischen einem ganz selbstgewissen Herrn, schon »Schriftsteller«, und einem Unsicheren, Suchenden. Rilke porträtiert sich selbst, in Bescheidenheit, Glaubhaftigkeit. Was uns nun abermals überrascht; hatte man doch auch anderes über ihn feststellen müssen ...

BEGEGNUNG

»Was für ein Zufall; ich bin froh, dich wieder mal zu sehn.«

»Zu sehen?«

»Ja, es trifft sich so.

Man suchte dich schon.« – »Wen?«

»Nun komm, erzähl mir, was du treibst; warst du auf Reisen? oder schreibst du gar einen Roman?

Du bist zerstreut. Man meint es fast. Und wie du dich verändert hast, seit wir zuletzt uns sahn.

Weißt du noch, im Theater?« – »Nein.«

»Ich weiß noch ganz genau.

Du plauderdest von Rubinstein mit mir und meiner Frau.

*Sie wird sich freuen, dich zu sehn,
du kommst doch heut zum Tee?»
»Bei euch ist also nichts geschehn?»
»Was soll geschehn sein, geh.
Du bist ein trefflicher Prophet,
machst einem wahrhaft bang.
Gottlob, in unsern Kreisen geht
alles den alten Gang ...
Wir sind gesund, – aber wohin? ...
Darf ich mit dir gehn?» – »Nein.«
»Was hat denn das für einen Sinn?
Laß doch die Spielerein ...«
»Du bist?» – »Mein Gott, wie du, ich bin
Schriftsteller.«*

*»Ich bin Wanderer.«
»Und nennst dich?»
»Das war einst.«
»Wer bist du denn?»
»Ein anderer
als jeder, den du meinst.«*

Am Ende steht das Bekenntnis: Ich weiß es nicht (ich weiß es noch nicht), wer ich bin. Ich bin auf jeden Fall *Ein anderer/als jeder, den du meinst*.

Das wird alles erfunden sein, ein mit sich selbst geführtes Zwiegespräch; aber: eine Moment-Aufnahme ist es schon: Man darf, der Kunst zugewandt, um nichts auf der Welt glauben, angekommen zu sein, sich gefunden zu haben. Das wäre das Ende. Nicht ein immerwährender Anfang. Unvergleichlich hat Rilke dies 1906 in dem Gedicht *DER AUSZUG DES VERLORENEN SOHNES*, nach dem biblischen Gleichnis vom verlorenen Sohn, bekennen können. Davon wird noch die Rede sein.